

Fontanes *Unwiederbringlich*

© 2016 by Suzanne Latour. Alle Rechte vorbehalten

Ich las es in zweieinhalb Tagen, glaube ich, und hätte bei mehr Sitzvermögen auch noch weniger gebraucht. Sehr schön erschien es mir, und vor allem jenes Kapitel gegen Ende hin, als der moralische Konflikt gleichsam bloßgelegt und auf die Spitze getrieben ist und die Psychologie der Figuren – Holks vor allem und natürlich Christines – mitsamt jener inneren Unzulänglichkeit, die sie empfinden, aber nicht zu überwinden vermögen (man könnte glauben, es sei etwas Fatalistisches darin) offen zutage liegt: das ist atemberaubend dicht und wahr, nicht die Spur einer falschen Note ist darin. Nur ein Meister kann so etwas schreiben, nicht zuletzt, was die gedankliche Durchdringung des Konfliktes anbelangt. Und die Streiflichter, die nebenbei und wie absichtslos auf die Landschaft fallen – von derselben Poesie wie in *Vor dem Sturm*, nur etwas herber und melancholischer hier, wie es dem Thema und dem nördlichen Schauplatz entspricht. Im Lob Christines, das allerdings aus dem Mund der Figuren kommt und nicht aus dem des Erzählers (was vielleicht etwas *zu* fein sieben heißt), steckt Camouflage, scheint es mir. Der Autor selbst, den Eindruck gewinnt man unweigerlich aus der Darstellung dieser weiblichen Figur, schätzte solche Gemüter keineswegs und gesteht ihnen ihre Tugenden eigentlich nur widerwillig zu: wie man etwas lobt, was einem im Grunde unsympathisch ist, aber nach geltender Vernunft etwas Verdienstvolles darstellt. Die Gefühle, die man im Hinblick auf sie sehr rasch entwickelt, sind im wesentlichen, trotz mancher Vorbehalte, diejenigen ihres Mannes, man kann kaum umhin, Verständnis dafür zu haben, daß er lieber in Kopenhagen etwas Welt- und Amüsierluft atmen, Zerstreuung und Abwechslung finden will, als daheim in herbstlicher Ödnis Grabmäler planen und Ermahnungen und Seufzer anhören. Beiden Figuren ist etwas eigentümlich gemeinsam: daß sie sich mit der Veränderung ihrer Liebe und ihres Lebens, wie sie die vergehende Zeit und das Altern mit sich bringen, nicht abfinden können und aus einer inneren Armut heraus zu entgegengesetzten Heilmitteln greifen: er zu äußerlicher Ablenkung und Reizmitteln, sie zur Versenkung ins Innere und zum krampfhaften Festhalten am Entschwundenen. Beide Methoden schlagen fehl, aber das Verständnis des Autors oder wenigstens seine Sympathien scheinen mehr bei der Zerstreuung zu liegen, die ja doch eine Form der Lebensbejahung und Lebenszugewandtheit ist, wenn sie auch ruhmlos ist und bleibt, während die Monomanie zwar etwas Heroisches, aber auch etwas Furchtbares hat, etwas, das lieber den Tod will als das Leben. Allerdings kann man, obwohl er als angenehm, gewandt, umgänglich geschildert wird, keine wirkliche Achtung vor Holk empfinden, bald verscherzt er, was vermutlich – aber vielleicht auch nicht – in der Absicht des Autors lag, den Vorrat an Sympathie wieder, den man ihm zugestanden hatte: zum einen durch das kalte, wenigstens äußerst gleichgültige Verhalten seiner Frau gegenüber, die er ausgerechnet in der düstersten Jahreszeit und noch über Weihnachten hinaus sich selbst überläßt – Liebe ist das jedenfalls nicht mehr, und dieser Mangel an Zuneigung wird auch unweigerlich als solcher verstanden – ; ein normaler Mensch kann nicht umhin, sich zu wundern, was damals allerdings anders

gewesen sein mag, wie ein Mann auch nur von mittlerer Tatkraft es vorziehen kann, bei einer politisch offenbar völlig unbedeutenden Hocharistokratin als bezahlte Drohne und Unterhalter die Zeit totzuschlagen, anstatt sein Gut zu bestellen und sich mit vernunftvollen Dingen zu befassen. Aber vermutlich liegt in diesem Widerspruch die ganze Unzulänglichkeit des Mannes, die sich in seiner emotionalen Situation widerspiegelt. Das mag der Grund sein, warum man mit dieser Figur nicht so warm wird wie mit Effi Briest, der man mit ihrem jugendlichen Charme so vieles verzeiht, und die Fontane, hier wie an mancher anderen Stelle die Wirklichkeit nach seinen dichterischen Bedürfnissen zurechtbiegend, wenigstens zu Teilen als Opfer darstellt: des Ehrgeizes ihrer Mutter zum einen, vor allem aber der rachsüchtigen und zugleich bestürzend kühlen Rechthaberei Instettens. Holk hat unbestreitbar viel, viel weniger Präsenz als Effi: er bleibt seltsam schattenhaft; obwohl er von Anfang an und überall dabei ist und nach des Schöpfers Willen die Hauptfigur sein soll, hat er wenig Konturen, aber ich würde mich hüten, hieraus schriftstellerisches Unvermögen abzuleiten: die Geschichte selbst erforderte dies wohl so, und zum mindesten ist es ihr nicht abträglich: alle 'points', die der Autor machen wollte, hat er gemacht, und insofern ist die Frage – nach schärferen Konturen – eigentlich zweitrangig, wenn nicht sinnlos. Menschen mit geteilten Empfindungen erscheinen stets weniger klar umrissen als die beschränkten, dies ist überall zu beobachten. Der Autor hat also nach dem Leben gemalt. Was er uns mitteilen will – oder was sich durch das Werk gleichsam von selbst mitteilt, ist nicht zu verkennen. Wenn eine Beziehung erst einmal gescheitert ist, sind sämtliche Versuche, sie wieder kitten zu wollen, nichts als Vernunft und guter Wille (symbolisiert hier in den beiden Vertrauenspersonen, die beide Eheleute unbedingt benötigen und ohne die sie nicht auskommen können: nichts beleuchtet das problematische Verhältnis jener beiden und die Fragilität ihrer Verhältnisses zueinander stärker als die Existenz dieser zwei Vermittler, die um das Beste bemüht sind und doch so wenig zustande bringen): und Vernunft und guter Wille können – diese Erkenntnis zieht sich durch das gesamte Werk Fontanes – keine dauerhaften und echten Gefühle hervorbringen, sie können sie allenfalls leiten. Grausig die falsche Hochzeit am Ende, die mehr wie ein spukiger Abglanz einer Hochzeit wirkt denn wie ein echtes Freudenfest; da keine wirkliche Annäherung und Aussöhnung stattgefunden hat, muß man sie als etwas Ungutes, Unheimliches, die Belebung einer toten Form empfinden, und dem Feingefühl des Lesers starrt es gleichsam aus jeder Zeile entgegen: Verkehrt! Verkehrt! Dies ist hier nicht so, wie es sein soll, so kann es nicht glücken, und natürlich glückt es auch nicht. In jenen leer gebliebenen Briefseiten, die Christine ihren Angehörigen hinterläßt, tritt es deutlich zutage: sie hatte ihnen buchstäblich nichts mehr zu sagen, ihrem Mann am allerwenigsten; sie konnte sich weder rechtfertigen, noch entschuldigen, noch irgendeinen Anteil mehr nehmen. Die Festigkeit gehört in den Willen, nicht in der Verstand, sagt Gracián. Das können die Dogmatiker nie begreifen, zu keiner Zeit konnten sie's, und deshalb wirkt dieser Selbstmord, trotz seiner melancholisch-sentimentalen Einkleidung in das Lied, das ja das Motiv vom Anfang der Erzählung wieder aufnimmt, und obwohl Christines zerbrochenes Glück den Leser nicht unberührt lassen kann, in mancher Hinsicht doch wie die letzte, die äußerste Form der Rechthaberei. Ich muß und

will untröstlich sein. Und ihr anderen sollt euch schuldig fühlen um meinetwillen, und zwar für immer. Fontanes Rache an den Rechthabern. In Effi Briest wird es der Mann sein, der mit vollem Willen und Bewußtsein sein ihm madig gewordenes Glück ruiniert. Im Leben ging es, hier wie dort, prosaischer und auch menschlicher zu, da ging der Selbstmord, wie man sagt, auf ein Leberleiden zurück, was auch höchst plausibel ist, denn eine kranke Leber drückt aufs Gemüt, und die wahre, d.h. die historische Effi scheint sich über die Scheidung nicht mehr geämt zu haben, als ihr gesundheitlich zuträglich war: sie starb erst in hohen Jahren. Wie man's auch dreht und wendet: irgendwo knackt und ächzt und rattert es immer in der Konstruktion eines Werkes, sei es ein Roman, sei es ein Stück, überall gibt es Verfremdungen und Verformungen um der erwünschten Wirkung, der zu erzielenden Absicht willen: Verformungen, die strenggenommen Unwahrheiten sind, denn warum sollten dies Wahrheiten sein bei Werken, bei denen die Verfasser sonst so sehr um den Schein der Lebenswahrheit, der Lebenslichkeit bemüht sind? Ewiges Dilemma der Schriftsteller.